



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

♀: Preußens Politik.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zu werden, da dort die Franzosen standen, und deshalb eine Landung an der Küste des mittelländischen Meeres nicht wohl thunlich war. Der General en chef wählte deshalb mit dem Gros seiner Armee die Stellung in der zwischen Suligno und Spoleto gelegnen Ebene, von wo er in wenigen Märschen an jedem bedrohten Punkte sein konnte. Im Norden waren lediglich Viterbo und Perugia mit eigentlichen Garnisonen, und Pesaro nur mit einem kleinen Detachement besetzt. In Ancona befanden sich außer den Depôt-Compagnien mehrerer Corps nur 1 und  $\frac{1}{2}$  österreichisches Bersaglieri-Bataillon, 2 Batterien Feld-Artillerie und die Festungs-Artillerie. In Macerata stand ebenfalls eine kleine Marschbrigade, die aus 2 Jägerbataillonen und einer Feldbatterie zusammengesetzt war. Die Gensdarmmerie war über das gesammte Land vertheilt, wie gewöhnlich.

So stand diese kleine Armee, gewiß der Mehrzahl nach voll Vertrauen auf ihren Führer, muthig in eine kriegerische Zukunft blickend, als ihr von einer ganz unerwarteten Seite her der Untergang bereitet werden sollte.

M. v. A.

### Preußens Politik.

Die Turiner Note des Herrn v. Schleinitz — bereits so viel besprochen und begutachtet — bezeichnet einen Wendepunkt der öffentlichen Meinung in Deutschland. Sicherlich war das nicht die Absicht Derer, welche die Geschicke Preußens gegenwärtig in der Hand halten. Sie haben kein Urheil ahnend diese Begutachtung einer fremden Politik abgesandt, wahrscheinlich in dem Selbstgeföhle, daß es ehrlich und zeitgemäß sei, auch hier eine Ueberzeugung auszusprechen. So mag der preußischen Regierung selbst überraschend gewesen sein, wie dies Altensstück, und noch mehr die ungeschickten Erläuterungen in der Preußischen Zeitung und leider auch im Preußischen Wochenblatt auf die öffentliche Meinung gewirkt haben. Die Regierung konnte sich in den Augen der Deutschen kaum größeren Schaden thun. Hatte sie denn so feste andere Bundesgenossen gewonnen, daß ihr gleichgültig sein durfte, was alle die von ihr dachten, welche die Interessen und den Beruf Preußens höher und stolzer fassen, als sie selbst? Sag denn so wenig an der Popularität des erlauchten Herrn, welcher jetzt Haupt und Hoffnung der Preußen ist, daß man

nicht Alles anwandte, eine Maßregel, die im besten Fall unnütz, aller Wahrscheinlichkeit nach schädlich wirken mußte, zu verhindern?

Es lag den Deutschen nahe genug, diese Note mit der liberalen Stilübung Lord John Russell's zu vergleichen. Auch diese Darlegung eines Standpunktes ist doctrinär genug gehalten, und sowol gegen den Stil, als gegen die logische Fassung der englischen Note wird sich Einiges sagen lassen, aber der Unterschied zwischen beiden Noten ist der, daß die englische Note trotz der Berufung auf Batel ihrem Stilisten die Herzen von Millionen Engländern und starke Sympathien in dem übrigen liberalen Europa gewonnen hat, während die Note des Herrn v. Schleinitz der preussischen Regierung den letzten Bundesgenossen, auf den sie noch zählen konnte, zu entfremden droht, die öffentliche Meinung Deutschlands.

Das Unglück ist geschehen, und es wird diesem Blatt vor andern erlaubt sein, darüber zu trauern, denn nirgend ist der Eintritt einer neuen Zeit in Preußen mit innigerer Freude begrüßt worden. Wir sehen sehr gut, wie es allmählig so gekommen ist. Bei diesen zahlreichen fürstlichen Besuchen ist das Unvermeidliche geschehen. Es sind nirgend Verpflichtungen eingegangen worden; aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist in den erlauchten Fürstfamilien lebendiger geworden, und die humanen Rücksichten, welche ein Souverän auf das Wohl und Wehe des andern zu nehmen veranlaßt ist, haben auch in Preußen eine gewisse höhere Bedeutung gewonnen. Wir waren so voll von dem Gedanken, uns im nächsten Frühjahr mit einem Nachbar raufen zu müssen, und suchten so angelegentlich einen Alliierten für diesen Defensionskrieg, daß wir deshalb zuvorkommend gegen alte Gegner wurden und bereitwillig lügenhafte Beleidigungen verziehen, für welche eine Genugthuung uns noch nirgend geworden ist. Das Resultat von alle dem liegt jetzt vor Jedermanns Augen. Je zuvorkommender und angelegentlicher Preußen sich zeigte, desto höher stiegen die Ansprüche der Andern. An eine Einigung in den militärischen Fragen auf den alten Grundlagen ist nicht mehr zu denken. Die deutschen Kräfte sind in größerer Desorganisation als je. Sogar die Ohnmacht Oestreichs hat der preussischen Regierung nicht genügt.

Was in Italien jetzt vorgeht, ist höchst ungeseglich, das weiß ein Jeder. Und jeder Unbefangene empfindet auch, daß es die natürliche bittere Folge ist von einem höchst geseglosen, rechtlosen, schauderhaften und nichtswürdigen Mißregiment, welches auf zwei Drittheilen des jetzt annectirten Terrains lastete. Es ist aber für die Beurtheilung der italienischen Zustände durch die preussische Regierung ganz gleichgültig, ob die Mitglieder der Regierung mehr als Conservative oder mehr als Liberale empfinden, ob eine zufällige Mischung von geistigem Inhalt, Temperament und Vorurtheilen sie mehr geneigt macht, das Unglück der geworfenen Dynastien zu bedauern, oder das alte Unglück der

verdummten und verwilderten Völker. Wir würden uns freuen, wenn die Minister Sr. Königlichen Hoheit so viel protestantischen Sinn und so viel liberale Wärme hätten, daß ihnen die altheidnischen Greuel am Feste des heiligen Januarius und der heiligen Rosalie lebhaften Widerwillen einsöfsten, und daß ihnen die Handhabung der Rechtspflege im Mortara-Fall und in den Kerkerne Neapels als schändlich und ruchlos erschienen wäre. Aber, wie gesagt, auf die Kälte und Wärme der Empfindung kommt es für den preussischen Politiker bei den großen italienischen Fragen gar nicht an. Er hat keine Verpflichtung, in Italien politische Moral zu predigen, ja er hat vielleicht gar kein Recht, den Italienern seine Moral, die ihm aus ganz anderen Culturverhältnissen erblüht ist, aufzudrängen. Er hat den dortigen Kampf zu betrachten, etwa wie ein Naturereigniß, und nur zu fragen: welcher Nutzen oder Schaden kann hieraus für Preußen kommen? Die Antwort auf diese Frage, kalt und unbefangen gestellt, darf keinen Augenblick zweifelhaft sein. Preußen ist in seinem Wesen ein protestantischer Staat, seine ältesten und gefährlichsten Gegner sind Frankreich, Oestreich und die römische Hierarchie, sie, der Alp aller deutschen Confessionen, zumeist des Katholicismus selbst. Eine Bewegung, welche dem Papstthum die Wurzeln seiner hierarchischen Existenz abschneidet, eine Bewegung, welche das Ziel hat, das alte Jagdgebiet von Frankreich und Oestreich in einen großen Staat umzugestalten, der die Interessen von 20 bis 25 Millionen Menschen umfaßt, eine solche Bewegung war, moralisch oder nicht, legitimistisch oder republikanisch, so sehr im höchsten Interesse Preußens, daß sie vielleicht auf die warmen Sympathien der Regierung, in jedem Falle auf ein stilles wohlgeneigtes Urtheil zu rechnen hatte.

Aber diese Bewegung trat zugleich als eine französische auf, unedel, abenteuerlich erkaufte sich die sardinische Regierung die eigennützige Hilfe eines Stärkern durch Abtretung ihrer ältesten Territorien; und grade diese Abtretung hat die Spannung zwischen Frankreich und Preußen hervorgerufen, sie hat in unerhörter Weise alte Verträge verletzt, die Existenz der Schweiz gefährdet, einer frechen Willkür momentaner Macht Thor und Thür geöffnet. Nun wir meinen, ein Preuße sollte auf solchen Einwurf antworten: Um so besser für uns. Denn die Freundschaft zwischen Sardinien und Frankreich, welche durch so unerhörte Verletzung der italienischen und europäischen Interessen zusammengekittet wurde, hat eine sehr unsichere Grundlage. Daß Sardinien nicht ohne einen Beisatz von Unehre zu so großer Erhebung kommen konnte, gibt diesen Staat bei geschickter Behandlung in unsere Hand. Daß Napoleon die größte Thorheit seines Lebens beging, als er Savoyen und Nizza annahm, legt uns einen Hebel in die Hand, womit wir seinen Einfluß in Italien zu lockern, einst vielleicht in die Luft zu schleudern haben. Daß aber die Wunde Savoyen und Nizza durch ganz

Italien brennen würde, und nicht am wenigsten in der Seele Victor Emanuels, das war schon bei dem Frieden von Villafranca nicht zu verkennen. Und als vollends Garibaldi auftrat und den Franzosen offen trogte, da wurde greifbar, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo Preußen activ in die Politik Italiens einzugreifen hatte. Nur gezwungen durch die oppositionelle Haltung Preußens und Englands, sowie durch die Sympathien seines Heeres und Volkes, räumte Napoleon der italienischen Bewegung für ihre vergrößerten Dimensionen Spielraum ein. Mehr als einmal war seine Stellung zu Italien nicht nur anscheinend zweideutig, und nur die Rücksicht darauf, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als mit England und für Italien zu gehen, hat ihn festgehalten. Ebenso schließt den König von Sardinien der bittere Zwang, die offene Kälte des gesammten Continents an Frankreich. Preußen aber hatte Veranlassung, auch in seinem Innern, wie im übrigen Deutschland, die Wirkungen des italienischen Kampfes zu beobachten. Die Noth des Papstes, die Gefahr der Kirche lähmten fast plötzlich den Muth der ultramontanen Partei. In den Grenzkreisen Posen's, wo eben erst die Aufregung der Edelleute und Geistlichen eine so bedenkliche Höhe erreicht hatte, wurde es durch einige Sommermonate plötzlich still, die polnischen Geistlichen, die Hauptagitatoren, hatten allen Muth verloren. War dieser Schrecken der Widersegligen nicht Zeichen genug, welche Politik für Preußen vortheilhaft sei? Allerdings vermag Preußen nicht, für die Italiener an die Stelle Frankreichs zu treten. Auch die sardinische Regierung, durch Frankreichs Uebermacht von den Alpen und Rom her geknebelt, würde sehr thöricht handeln, dies kaiserliche Bündniß sofort zu lösen, um ein neues mit Preußen zu schließen, dem entfernteren, weniger gefährlichen Staat, der im Rathe der europäischen Mächte noch keine entscheidende Stimme hat. Aber darum handelt es sich gegenwärtig gar noch nicht. Es ist auch für Preußen vortheilhaft, wenn Sardinien die schwierige Stellung, in welche sich Kaiser Napoleon gebracht hat, so lange als möglich ausnützt. Unterdeß gibt es kein besseres Mittel neuen Annerversuchen desselben zu begegnen, als ein loyales freundliches Einvernehmen zwischen Turin und Berlin. Sobald er weiß, daß Italien im Nothfall einen kriegerischen Rückhalt hat, wird er sich wohl hüten, dasselbe bis zum Außersten zu treiben. Auch Oestreich gegenüber ist solche Politik Preußens weder unehrlich, noch unvortheilhaft. Die Eventualitäten, für welche Preußen zu Teplitz seinen Beistand in Aussicht gestellt hat, waren an Bedingungen geknüpft. Diese Bedingungen waren Gegenversprechungen Oestreichs. Sie sind nicht gehalten worden: weder in seiner innern Organisation, noch gegenüber seinen Protestanten, noch in deutschen Angelegenheiten, z. B. der Bundesfeldherrnfrage ist das wiener Cabinet seinen Verheißungen vollständig nachgekommen. Troßdem soll jede Rücksicht auf einen Staat des deutschen Bundes genommen werden. Wenn Preußen sich gegenüber Sardinien in der Hauptsache, der einheitlichen

Gestaltung Italiens, mit den Resultaten, wenn auch nicht grade mit dem *Modus occupandi* einverstanden erklärte und für Eventualitäten seinen Einfluß und seine Hilfe in Aussicht stellte, dann hatte es auch ein erhöhtes Recht zu betonen, wie die Rücksicht auf Oestreich als Bundesstaat und die Verpflichtung östreichisches Bundesgebiet schützen zu helfen, auch für Preußen höchst wünschenswerth mache, daß ein neuer Krieg zwischen Sardinien und Oestreich vermieden werde. Es durfte verlangen, daß Sardinien die Entscheidung über Venetien der Zeit überlasse. Schwerlich ist in den Regierungskreisen Berlins zweifelhaft, was aller Welt deutlich ist, daß auch Venetien von Oestreich auf die Länge nicht behauptet werden kann? und daß die Dinge im Kaiserstaat seit dem Frieden von Villafranca unaufhaltsam einer Krisis entgegengeleiten, deren Eintritt sich vielleicht nach Jahren, vielleicht nach Monden bemißt, deren letztes Resultat aber wenigstens für Venetien nicht zweifelhaft ist? Wenn von Berlin aus eine solche Politik seit diesem Sommer vertreten wurde, so war jetzt die Stellung Preußens eine gänzlich andere. Enges Zusammengehen mit England, Sardinien von den beiden großen protestantischen Mächten gehalten, Frankreich isolirt, der deutsche Katholicismus in der Hoffnung, mit unserer Hilfe von seinem ärgsten Feinde, der verkommenen Oligarchie seiner Cardinäle befreit zu werden. Solche Politik war in der That das beste Mittel, Frankreichs schwache Seite zu fassen, es warf den Kaiser Napoleon in ein Meer von neuen Verlegenheiten; es hatte vielleicht die Folge, ihn zu einigen falschen Schritten zu verleiten, den Ultramontanen zu nähern, zu bewirken, daß er offener gegen die italienische Bewegung auftrat, als ihm bei seinem Volke und Heere nützlich war. Aber auch wenn er diese Fälle vermied, war er wirksamer gekreuzt, als durch andere Coalitionsversuche.

Dem Berliner Kabinet lagen solche Erwägungen vielleicht nicht fern, aber ihnen nachzugeben erschien unter anderem auch deshalb unmöglich, weil man bei der Annäherung an Sardinien ein Bündniß zwischen Frankreich, Oestreich und Rußland drohend aufsteigen sieht. Zuvörderst hätte eine Note des preußischen Ministers, welche in anderem Tone zu Sardinien sprach, eine kräftigere Wahrung der preußischen Interessen zu Turin, noch keine Coalition erregt, sondern nur den Kabinetten eine, wenn auch widerwillige, Achtung vor der Selbständigkeit Preußens, den Deutschen die wärmsten Sympathien für denselben Staat gegeben. Ein kräftiger Wille vermag immer Herr der Situation zu werden, während der, welcher nicht die Wärme eines festen Entschlusses in der Brust trägt, in jeder politischen Veränderung nur die Nähe der Gefahren empfindet. Aber die Möglichkeit solcher Allianzversuche soll hier zugegeben werden. Sie bleibt ganz dieselbe, gleichviel ob Preußen seine laue Temperatur im Interesse der Legitimität oder der italienischen Freiheit zu erkennen gibt. Ja die Gefahr derselben wird nicht vermieden durch eine Vor-

sicht der preußischen Regierung, welche nach allen Seiten Rücksichten zu nehmen nicht müde wird; sie vermag nur vermieden zu werden durch eine Politik, welche große Zielpunkte mit Sicherheit verfolgt. Den Entschlossenen scheut auch der Starke, und gern sucht seine Freundschaft der Schwächere. Daß jetzt auch die Schwachen dem Berliner Kabinet so offen trogen, ist kein Zeichen, daß die bisherige Politik die Scheu oder Anhänglichkeit zu dem Staate unserer Hoffnung vergrößert hat. Gesezt der Kaiser Napoleon gäbe dem Gedanken, über welchen er seit lange speculirt, eine ernste Folge, die über das Bereich diplomatischer Spiegelfechtereien hinausgeht. Was zunächst Rußland betrifft, so ist seine Politik grade so zweifelhaft und unsicher, wie seine Heereskraft, unzweifelhaft ist nur eine beispiellose Zerrüttung der Finanzen und eine Unzufriedenheit des Volkes, welche den Entschluß zu großen Kriegen sehr bedenklich macht. Für Oestreich aber und Frankreich ist ein Bündniß so gefährlich, daß es beiden doch nur als letzte Noth möglich wäre. Beide schwächt ihr Bundesgenosse wenigstens ebenso sehr moralisch, als er ihre Heeresmacht verstärkt.

Kaiser Napoleon mit dem Papst und den Ultramontanen gegen Italien und das verbunden, was man dort die Freiheit der Völker nennt, würde seinem Volke und Heere bald so abenteuerlich erscheinen, wie das Haus Habsburg den Deutschen in einem Kriege gegen Preußen und den protestantischen Norden. Träte aber ein solcher Fall ein, so würde Preußen allerdings einen Kampf zu bestehen haben, so großartig, wie je sein ärgster war. Aber dieser Krieg wäre trotz aller möglichen Wechselfälle der Anfang einer Erhebungzeit für Preußen und Deutschland. Mancher von uns wird den Frieden nicht sehen, aber die Ueberlebenden werden fertig sein mit Vielem, was uns jetzt noch verwirrt, und das Ende von Allem wird doch ein neues Preußen, welches mit Deutschland Eins ist.

Nun aber war die Note des Herrn v. Schleinitz zuverlässig nicht nur für Sardinien, sondern auch für die deutschen Regierungen bestimmt, und nach dieser Richtung fühlt die preußische Regierung schon jetzt einige von den Folgen ihrer Depesche. Sie ist seitdem von den Beschlüssen der Würzburger in der Bundesfeldherrnfrage unterrichtet worden. Nie ist unserm armen Preußen eine unbefangenerer Zumuthung gestellt worden, und niemals vielleicht das preußische Selbstgefühl tiefer gekränkt. Das ist das Resultat der Zusammenkünfte von Baden und Teplitz, das der officielle Gegen Ausdruck für die emsigen und wiederholten Erklärungen Preußens, daß es die bestehenden Rechte der Souveräne geachtet wissen wolle! Im Fall eines Krieges, den Preußen mit dem deutschen Bunde gegen einen auswärtigen Feind führt, sollen zwei Bundesfeldherrn gewählt werden, einer für Preußen, der andre für die nichtpreußischen Contingente; sogar dem preußischen Heere soll sein Feldherr durch eine fremde Majorität decretirt werden. Was wird

Preußen auf solche Zumuthung thun? Wir meinen, es gibt darauf nur eine Antwort, daß Preußen das Ganze nimmt, d. h. eine neue Organisation des deutschen Bundesheeres verfügt, welche die gesammte Heeresmacht mit Ausnahme des östreichischen Contingents unter preußischem Oberbefehl vereinigt, und die Bundesregierungen freundnachbarlich in Kenntniß setzt, daß Preußen nach dem Scheitern jahrelanger Versuche, eine Verständigung herbeizuführen, jetzt genöthigt sei, im Fall eines Krieges, im höchsten Interesse Deutschlands, die Heeresorganisation einzuführen. Es liege aber im Interesse der verbündeten Souveräne, daß dies nicht durch Preußen selbst in der kurzen und vielleicht verlegenden Weise geschehe, welche vor dem Beginn eines Krieges nöthig sei, sondern vorher mit bundesfreundlicher Beistimmung der verbündeten Mitsouveräne. — Man wird über eine solche Tyrannei außer sich gerathen, berathen, protestiren, sich coaliren, zanken, zuletzt aber sich fügen, wenn Preußen Ernst macht. — Es wird ihm im Fall eines Krieges doch nichts anderes übrig bleiben, trotz aller neuen Versuche sich mit Oestreich zu verständigen.

Die deutschen Mittelstaaten fühlen sich grade jetzt sicher, daß Preußen nichts Arges gegen sie im Schilde führt. Sie haben das gegenwärtige Cabinet ein wenig kennen gelernt. Sie werden deshalb in allen Fragen von untergeordneter Bedeutung sich sorgfältig hüten, den Preußen zu widerstehen, z. B. in Fragen des Handelsrechts, der Polizei u. s. w. In allen wichtigen Angelegenheiten werden sie nicht einen Schritt breit nachgeben. Und doch ist auch ihre Lage nicht ohne Sorgen. Wie sanftmüthig das gegenwärtige Ministerium des Auswärtigen sein mag, und wie sehr das preußische Volk noch mit seinen eignen — sehr unerfreulichen — Angelegenheiten beschäftigt ist, in dem Preußenthum bleibt immer etwas Unbehagliches, Uebergreifendes, das Bedürfnis nach dem chemischen Einverleibungsproceß, welches man bei niedern Gebilden der Natur Gflust nennt. Wir können die Vorsicht der officiellen Federn in den Mittelstaaten nicht loben, welche jetzt so fest auf die ihnen bequeme Loyalität der Preußen vertrauen. Denn das Ministerium Schleinitz ist ein sehr unvollkommener Ausdruck der preußischen Gesinnung. Nicht daß die Preußen unternehmen werden, zu annectiren, wie jener Sardinier und der Franzose gethan. Der Annex ist, wie wir schon längst wußten, und wie uns jetzt das Ministerium Schleinitz wieder belehrt hat, durchaus nicht zu billigen, denn er ist unmoralisch. Die preußische Methode ist weit tugendhafter und friedlicher, sie heißt Cooptation. Die Einzelheiten dieses Verfahrens hier darzulegen, wäre unpolitisch. Aber es ist ein kurzes und stilles Verfahren, und es hat eine bereits bewährte Methode. Diese Cooptation wird, so hoffen wir, mit jeder Schonung der bestehenden Interessen, wenn auch für manche der cooptirten Regierungen unangenehm, doch zuletzt vor sich gehen, und die bezahlten Zeitungschreiber so wie ihre Gönner werden zu solchem Verfahren am allermei-

sten beitragen, wenn sie bei der bisherigen Methode verharren, die Interessen der deutschen Nation mit dynastischen Hausinteressen zu verwechseln und der preussischen Regierung bei solchen Wünschen Opposition zu machen, welche bescheidener sind, als den Preußen und vielen Deutschen lieb ist.

### So sprach ein Fürst.

(Stuttgart, Karl Göpel, 1860.)

Der Titel des Buches ist eine Parodie auf die Reden und Trinksprüche Friedrich Wilhelm IV., welche vor einigen Jahren — wie verlautet, von liberaler Seite — unter dem Titel: „So sprach der König“ gesammelt und herausgegeben wurden. An solchen Titel des neuen Buches schließt sich ein kleiner Versuch, das Publikum zu mystificiren. Geheimnißvoll wird von zwei Herausgebern, welche den Lesern nur die Anfangsbuchstaben ihrer Namen gönnen, angedeutet, daß sie durch Erbschaft in den Besitz der folgenden Memoiren gekommen seien, worauf der Schreiber derselben, ein Dr. F., wieder berichtet, wie er in den Memoiren seine Unterhaltungen mit einem Fürsten, der durch Punkte bezeichnet ist, niedergeschrieben habe. Diese Weise, für das Buch Interesse zu erregen, war nicht glücklich gewählt. Die Zeit ist vorüber, wo man an solchen mysteriösen Spielereien Freude hatte. Wer schon im Anfange eines Werkes Zweifel gegen den Ernst und die Wahrhaftigkeit seines Berichtes erregt, der schadet auch der Wirkung des Wahren und Schönen, das er vielleicht in dem Buche zu sagen weiß. Offenbar hatten die Verfasser im vorliegenden Falle die Absicht, einer Arbeit, welche kein genügendes Interesse beanspruchen darf, wenn sie als Arbeit eines Privatmannes erscheint, dadurch ein größeres Ansehen zu verschaffen, daß sie die Vermuthung erregten, dieselbe schildere die Seele eines deutschen Souveräns aus der nächsten Vergangenheit, vielleicht aus der Gegenwart.

Der Fürst des Buches bespricht Stimmungen und Zustände Deutschlands wie sie vor dem Jahre 1848 waren; indeß klingt manches durch, was vorzugsweise in der Gegenwart gilt. Er ist ein begeisterter Liberaler; er verachtet die kleinen Verhältnisse, in denen er regiert, die elende Polizeiwirtschaft, die